"Wir Schweizer, durch Sittsamkeit allenthalben uns auszeichnend..." : über das problematische Bild der Schweiz und des Bernbiets bei Jeremias Gotthelf

Autor(en): **Schmid-Cadalbert, Christian**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **94 (1998)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-118014

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 94 (1998), 159–174

«Wir Schweizer, durch Sittsamkeit allenthalben uns auszeichnend ...»

Über das problematische Bild der Schweiz und des Bernbiets bei Jeremias Gotthelf

Christian Schmid-Cadalbert

Jeremias Gotthelfs Geburtstag, der am 4. Oktober 1997 sich zum 200. Mal jährte, wurde im Jubeljahr in der Schweiz ausgiebig gefeiert, im Ausland jedoch, trotz aller Fernseh- und Radiopräsenz, kaum beachtet. Charles Linsmayer, Feuilletonredaktor der Berner Tageszeitung «Der Bund», stellte ernüchtert fest, dass das Gotthelf-Jahr 1997 «als etwas ausgesprochen Provinzielles, Rückwärtsbezogenes in Szene gegangen»[1] sei. Gotthelf, fügt Linsmayer bei, habe eine Lobby gehabt, «solange das durch ihn vermittelte (oder in ihn hineinprojizierte?) bäuerlich-christlich-konservative Schweizbild en vogue war. Seit die Rütli- und Landi-Schweiz aber in Diskussionen geriet, hat auch Jeremias Gotthelf spürbar an Attraktivität verloren.»[2]

Linsmayer streift als fundierter Kenner der Schweizer Literaturszene ein Problem, das in der wissenschaftlichen Literaturkritik wohl diskutiert, von einer breiteren Öffentlichkeit jedoch nie zur Kenntnis genommen wurde: Gotthelfs Unfähigkeit, das kulturell Andere und das Fremde schreibend auf dieselbe unvoreingenommene Art und Weise auszuloten wie alles Übrige, seine Weigerung, dem Fremden jenen Respekt zu zollen, den er dem vorbildlich Eigenen uneingeschränkt einräumte. Bereits 1974 schrieb Peter Mettenleiter:

> «Während der Dichter innerhalb der differenziert erfassten Bauernwelt den unbestechlichen Blick für die Realität behält, weigert er sich, das Fremde objektiv darzustellen. Vielmehr verschanzt er sich hinter simplifizierenden Wertungen so, als verliefe die Grenze zwischen Gut und Böse exakt zwischen Bäuerlichem und Nicht-Bäuerlichem.»[3]

Ein Jahr nach Mettenleiter untersuchte Mario Andreotti in seiner Dissertation das Motiv des Fremden im Werk Gotthelfs,[4] und 1982 behandelte Ueli Gyr in einem Aufsatz[5] Gotthelfs negative Kritik des Welschlandaufenthalts. Die vorliegende Arbeit führt diese Diskussion weiter und versucht, Gotthelfs Weigerung, Fremdem objektiv zu begegnen, im Rahmen tradierter Muster zu erklären und den Folgen dieser Weigerung und der damit verknüpften Überbewertung der bäuerlichen Schweiz, die in der schweizerischen Heimatliteratur topischen Charakter hat, bis in die jüngste Vergangenheit nachzuspüren.

Das Leben von Albert Bitzius – so Jeremias Gotthelfs richtiger Name – fiel in eine bewegte Zeit des Umbruchs, er lebte an der Schwelle des technischen Zeitalters. Geboren wurde er in Murten einige Monate bevor die französischen Truppen in die Schweiz einmarschierten. In seine Lebenszeit fielen die Helvetik, die

Verfassungskämpfe, die Mediation, der Wiener Kongress, die Restauration, die Regeneration, der Kampf um und die Gründung des neuen Bundesstaates 1848; er starb am 22. Oktober 1854 in Lützelflüh. Als er 1829 ein Vikariat an der Heiliggeistkirche in Bern übernahm, war er ein entschiedener Anhänger der liberalen Bewegung. Erst 1837, also mit 39 Jahren, gelang ihm mit dem Roman Der *Bauernspiegel* der Durchbruch zum Schriftsteller; nach der Hauptfigur dieses Romans gab er sich fortan den Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf. In knapp 17 Jahren schrieb er sein umfangreiches Roman- und Erzählwerk.

Gotthelfs Schreiben lässt sich von seinem Pfarrberuf, von seiner Berufung als Prediger und Volksbelehrer nicht trennen. Es gibt keinen andern Schweizer Schriftsteller, der seine Position des auktorialen Erzählers derart bedenkenlos und extensiv nutzte, um seinen Leserinnen und Lesern in eingeschobenen Kommentaren, die nicht selten die Form ausgewachsener Predigten haben, das Erzählte auszudeutschen und seine Meinung zu sagen. Da die Bewohner von Lützelflüh ihrem Pfarrer Gotthelf mit Zurückhaltung begegneten, der Predigtbesuch mager blieb – Bitzius war kein begnadeter Prediger – und das Amt des Pfarrers eine gewisse Zurückhaltung forderte, wurden Romane, Erzählungen, politische und theoretische Schriften für den kämpferischen Pfarrer zu einem Medium, in dem er sein Denken und Fühlen viel ungeschminkter ausdrücken konnte als in der Kirche. An den Fürsprecher Dr. Carl Bitzius schrieb er 1838:

> «Begreife [...], dass ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte, und wenn einige Äusserungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben musste sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgendeine Weise. Es tat es in der Schrift. Und dass es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht.»[6]

Im Verlauf seines Schriftstellerlebens wandelte sich Gotthelf, vor allem angesichts des Machtverlustes der Kirche im Schul-, Armen- und Rechtswesen, zum konservativen Denker. Dabei lässt sich sein Konservatismus nicht einfach als Wunsch nach Rückgewinnung der alten, aristokratischen Ordnung verstehen; von aristokratischen Vorrechten hielt er nichts. Gotthelfs Konservatismus entpuppt sich vielmehr als komplexes Gewebe aus christlichen Grundwerten wie Gottesfurcht, Bescheidenheit, Arbeitsamkeit und Selbstgenügsamkeit, die patriarchalisch-hierarchische und antiaufklärerische Züge tragen, aus einer Bevorzugung einer ländlich-autochthonen Einzelhofwirtschaft gegenüber dörflichen und modernen städtischen Lebensformen, aus einer Abneigung gegen demokratisch-laikale Strukturen, in denen er eine Einschränkung christlich geprägter, individueller Eigenständigkeit erblickte, aus einer entschiedenen Ablehnung des damals erwachenden Machbarkeitswahns und aus einem nationalen und regionalen Selbstbewusstsein, das der Schweiz und, in engerer regionaler Eingrenzung, dem Emmental der Einzelhöfe eine unanfechtbare, gottgegebene Sonderstellung einräumt.

Diesem letzten Zug des Gotthelfschen Konservatismus wenden wir uns zu. Das aus zwei Gründen: Einmal um zu zeigen, dass sich Gotthelf mit seinen vaterländi-

schen Konstrukten in die Reihe der grossen Bastler eines schweizerischen nationalen Identitätsbildes fügt, das vor allem seit der Aufklärung das Bild der Schweiz zu prägen begann und dessen Wirkung bis heute Früchte trägt.[7] Zweitens war es just dieses nationale und regionale Identitätsangebot, das es möglich machte, den recht unbequemen Kultur- und Gesellschaftskritiker Jeremias Gotthelf vom Schweizer Schriftsteller mit internationalem Renommée zum behäbigen Heimatdichter zu machen, welcher der Nachkriegsschweiz jene Hörspiel- und Filmstoffe lieferte, die erheblich zum nationalen Selbstverständnis in den fünfziger und sechziger Jahren beitrugen. Dieses nationale Selbstverständnis war stark geprägt von ländlicher Idyllik, nationaler Selbstüberschätzung, Abwehr des Fremden und Überfremdungsangst; wer es nicht teilte oder gar öffentlich dagegen sprach, war ein Kulturbolschewist.

Die Grundstruktur von Gotthelfs Weltbild lässt sich am einfachsten und anschaulichsten mit einem mittelalterlichen Denkmodell erklären. Das geistige und geistliche Weltbild des Mittelalters ist geprägt vom Gegensatz zwischen bekanntem und domestiziertem, christlichem Zentrum und unbekannter, wilder Peripherie.[8] Im mittelalterlichen Sprachgebrauch unterschied man schroff zwischen *werlt* und *wilde.* Einprägsam ist es uns überliefert auf der scheibenförmigen symbolischen Weltkarte, der sogenannten *mappa mundi,* deren Mitte, oft auf den Nabel des Körpers Christi projiziert, Jerusalem einnimmt, und an deren oberem östlichen Rand – die Karten sind geostet –, auf dem Haupt Christi, das Paradies liegt. Den übrigen Rand bilden unbekannte Länder, Inseln und Meere, die oft von Monstern bevölkert sind. Dieses Zentrum-Peripherie-Modell zeigt sich sehr anschaulich am «Gesichtskreis» des Bernburgers, den Gotthelf im Roman *Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz* so erläutert:

> «Wie der Schütze in der Scheibe einen weitern Mittelpunkt hat, das Schwarze, und einen engern, den Zweck, so hat auch der rechte Bernburger einen weitern und engern Mittelpunkt: der weitere ist die Stadt, der engere die Zunft. Der Scheibe Rand geht [...] von der Papiermühle weg nach Almendingen, Kehrsatz, Köniz, Bümpliz und Reichenbach, von wo er wieder nach der Papiermühle läuft und den Kreis schliesst. Ungefähr zwei Stunden im Durchmesser mag diese Scheibe sein. Man lache darüber, aber dahinter steckt doch was Schönes: eine heisse Liebe zum engen Kreis, zur kleinen Stadt, zur lieben Zunft. In dieser Liebe zeigte sich der durch alles sich drängende konservative Charakter der Berner.»[9]

Die negative Kontrastfigur zu der an ein Zentrum gebundenen, eng beheimateten Existenz war für Gotthelf der von ihm wiederholt sehr negativ beurteilte, unstete und seinen Mantel in den Wind hängende Weltbürger:

> «Die Treue an der Zunft machte treue Bürger, für Zunft und Vaterland gingen sie in den Tod, und kühner und tapferer als die heutigen Weltbürger für eine Idee, mit welchem Namen man sehr oft flüchtige Einfälle zu beehren pflegt oder eben die Mäntelchen um tierische Knochen.»[10]

Das Zentrum des Gotthelfschen Weltbildes war nicht Jerusalem, sondern in weiterer Eingrenzung die Schweiz, in engerer Eingrenzung das Bernbiet bzw. das Emmental der Einzelhöfe. Diese Schweiz beschrieb Gotthelf wiederholt und mit

eloquenter Eindringlichkeit mittels eines Paradiestopos, der von der Zeit der Kirchenväter durch das ganze Mittelalter bis in die frühe Neuzeit fortgeschrieben wurde. Das Paradies bildet, von einer unüberwindbaren Gebirgsmauer umgeben, eine Art Hochplateau, das so hoch liegt, dass es von der Sintflut nicht überflutet werden konnte. Es ist dem Himmel und Gott näher als jeder andere Teil der Erde. In ihm herrscht das gesündeste Klima, und die feinste Luft weht über seine fruchtbaren Gefilde, in denen die vier Paradiesflüsse entspringen.[11] Dieser Paradiestopos prägt seit dem 17. Jahrhundert zunehmend das Bild der Schweiz in der schweizerischen Geschichtsschreibung. Der von Gotthelf verehrte Johannes von Müller benutzt ihn wiederholt in seinen *Büchern der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* (1786–1807). Der Paradiestopos prägt seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts auch die medizinische Heimwehdiskussion und führt zu der Theorie, dass Schweizer vom todbringenden Heimweh besonders gern angegriffen werden, weil sie in der Fremde einer niedrigeren und deshalb schlechteren und dickeren Luft ausgesetzt sind. Das Heimweh hiess deshalb auch Schweizer Krankheit.[12] In der vom Paradiestopos geprägten imagologischen Bastelei des «Schweizeralpenlandes» wird der Gebirgswall der Alpen, im Widerspruch zur realen Topographie, für die ganze Schweiz gesetzt.

Vikar Albert Bitzius zeichnet das Bild des «Schweizeralpenlandes» erstmals in der Predigt bei der Huldigung der admittierten Jünglinge, die er am 2. April 1826 in Herzogenbuchsee hält. In der Abhandlung der Predigt erläutert er das Wort «Vaterland» als «ein gewichtiges, heiliges Wort, dessen Klang jede Brust freudig bewegen sollte, die auf das Land ihrer Väter stolz sein kann und es als eine besondere Gnade Gottes betrachten muss, in demselben geboren zu sein».[13] «Welches ist nun unser Vaterland?» fragt er und antwortet:

> «Es ist das Land, das in unserm Weltteil der liebe Gott am nächsten seinem Himmel gebaut hat, das er mit dem besten Tau tränket und umfliesst mit dem reinsten Licht, das Gott gesetzt hat zur Quelle, woraus er die andern Länder tränket, und es umgürtet mit einem festen Wall himmelanstrebender Berge, damit es sein eigentümlich Volk bleibe, geschieden vom Verderben der übrigen Welt, geschützt vor lüsterner Feinde Einbruch, eine eigentliche Freistätte für alles Schöne und Gute, eine sichere Insel im sturmbewegten Meer. Es ist das Land, das seit Jahrhunderten vor allen andern ein ausgezeichnet Glück genossen und sich Güter bewahrt hat, die an den meisten Orten selten geworden sind.»[14]

Als Land des Fleisses und der Arbeitsamkeit, der Stärke und des Mutes, der Gemeinnützigkeit und des Gemeinsinns, in dem noch Treue wohne und Redlichkeit, preist Vikar Bitzius die Schweiz den zuhörenden Jünglingen und fügt, ihren Regionalpatriotismus schärfend, hinzu: «Es ist das hochgepriesene Schweizerland, und die Perle desselben, das Bernerland, ist eure Heimat.»[15]

Mit deutlicherem Akzent gegen das Niedere, das Schlechte und Unreine, das aussen liegt und von aussen kommt, entwickelt Vikar Bitzius dasselbe Bild in einer Feldpredigt von 1831 über die Vaterlandsliebe:

«Es hat der Herr ein Land gebauet, auf Felsen gegründet, das hoch herabsieht auf die übrigen Länder unseres Weltteils; mit doppelten Ketten himmelan sich türmender Berge hat er es umgürtet, hat es hingestellt mitten unter die Länder als eine heilige Freistätte dessen, was ihm wohlgefällt, von welcher fernbleiben soll alles Schlechte und Unreine. Zu seinem besondern Tempel hat er es geweiht und ausgeschmücket mit wunderherrlicher Pracht mit väterlicher Liebe. Süsser scheinet der Tau, mit der reinsten Luft erquickt er das Geschaffene, kräftiger ist, was die Erde bringt.»[16]

Dieses Schweizeralpenland erhebt durch seine Schönheit auch seine Bewohner zu höchster Vollkommenheit:

«Wenn am hellen Abend der Schweizer auf der Spitze eines seiner Berge steht, vor ihm seine teure Heimat, rings um ihn die Wunder der Werke Gottes, so wird trunken sein Auge und stumm sein Mund, kühn hebt sich seine Brust im Bewusstsein: das alles hat uns der Herr gegeben! Fromme Gefühle heiligen seine Seele, und schöne Entschlüsse festigen sich in ihr, lauter, klar und fest durchs Leben zu gehn, der Sonne gleich, um wie sie in immer reinerer Schöne zu glänzen, je näher der Rand des Lebens kömmt, um wie sie verklärt unterzugehen und alles rings zu verklären.»[17]

Der Blick von hoher Warte auf das «Schweizeralpenland» wird zum oft realisierten Situationstopos in Gotthelfs literarischem Werk. Deutlich hervorgehoben und idyllisch ausgestaltet finden wir ihn zu Beginn der Rahmenhandlung in der Sagenerzählung *Die Rotentaler Herren,* die etwa aus dem Jahr 1842 stammt:

«Ein wunderschöner Abend vergoldete das Schweizerland. Gross und klar ging die Sonne hinter den blauen Berg, und als sie oben auf dem Berge stund, wars, als ob sie stille stehe, nicht scheiden könne von ihrem lieben Ländchen, auch nicht für eine Nacht, und goldener strahlten ihre Liebesblicke, und sanft und wunderbar erröteten die jungfräulichen Berge ob dieser Liebesglut der untergehenden Sonne.
Auf hoher Egg stund ein freundlich Häuschen hell und blank. Die klaren Fensterscheiben glitzerten stundenweit in der Abendsonne Glut, dass manch einer in der Ebene meinte, ein Brand erglühe auf hoher Egg. Üppig umwallten Gras und Korn das Häuschen im Abendwinde, süsse Düfte strömten aus dem niedlichen Gärtchen, das vor dem Hause lag und Zeugnis gab von einer sorgsamen Hand, und zwischen Garten und Haus, vom unscheinbaren Bänkchen weg sah man der Abendsonne Untergehen am blauen Berge, der jungfräulichen Berge Erglühen in den scheidenden Liebesblicken, von den Freiburger Bergen weg bis zum Rigi, sah in vieler Täler grüne Pracht hinein, durchzogen vom silbernen Schlangenbette der trügerischen Emme.
[...]
Ein Greis mit schönem Silberhaar setzte auf das köstliche Bänkchen sich, wie kaum ein König eines hat, und keiner, der es nicht hat in seinem Lande, es kaufen kann mit all seinem Reichtum. Vom köstlichen Schweizerluft umsäuselt machte er in behaglicher Ruhe sein Pfeifchen zurecht und weidete in stiller Freude am wunderherrlichen Anblick sich.»[18]

Gotthelf entfaltet hier ein Genrebild, das nicht, wie in vielen idyllischen Texten der Aufklärung und der Romantik, die Bergwelt an sich zum Thema hat, sondern das «Schweizerland», das in seiner unveräusserlichen Pracht den Greis auf der Egg zum König erhebt. Die von der untergehenden Sonne beschienene bescheidene Rechtschaffenheit in erhabener Landschaft, das Alpenglühen und die durch viele Diminutive – Ländchen, Häuschen, Gärtchen, Bänkchen, Pfeifchen – evozierte innige Verbundenheit schaffen jene Atmosphäre auserwählter, paradiesischer Erhabenheit, welche der Schweizerpsalm «Trittst im Morgenrot daher» zum Thema hat und welche die Heimatdichtung und das Jodellied bis in unsere Tage tradieren.

Doch dieses wunderherrliche «Schweizeralpenland» gleicht einer Insel in sturmbewegtem Meer, gegen die das Schlechte und Unreine anbrandet. Es ist von aussen bedroht. In der Erzählung *Die Wassernot im Emmental* von 1837 schildert Gotthelf den Aufzug eines Gewitters, das sich neun Tage vor dem grossen Unwetter, das die Wassernot brachte, über dem Bernbiet zusammenbraut, nicht als lokalen, meteorologischen Sachverhalt, sondern er verwendet dafür die Metapher des durch Krieg bedrohten und verheerten «Schweizeralpenlandes»:

> «Ganze Nebelheere hatten der Schweiz sich zugezogen, waren über die Berge gestiegen, hatten in die Täler sich gestürzt und lagerten sich grau und wüst über den Talgründen und an den Talwänden. Von allen Seiten waren sie hergekommen, als ob alle Mächte der ehemaligen sogenannten heiligen Allianz, die rings uns umgürten, vereint in ihren Ländern alle Dünste und alles die Luft Trübende zusammengeblasen und fortgeblasen hätten über ihre Grenzen weg über unsere Berge herein, dass es sich da ablagere und niederschlage zu Graus und Schrecken der armen, arglosen Schweizer.»[19]

Gefangen im Bild des Ansturms von aussen und der gebeutelten, arglosen Schweizer schildert Gotthelf, wie die schwarzen Wolkenmassen «den Schweizern, mit denen jeder unverschämte Bälli sein Bubenwerk treiben zu können meint»[20], schwarz und schwer über den Köpfen hingen, wie es zuerst schien, dass sie nur Spass treiben wollten, «etwas groben freilich, so wie man ihn um den Schwarzwald herum gewohnt ist und an der Donau rauhem Strande und an der Oder superfeinem Sande»[21], wie sie sich dann entluden und schliesslich weiterzogen «wie anno 1798 die Franzosen vom blauen Berge weg das Land hinauf der Hauptstadt zu».[22] Und schliesslich tritt in die Schilderung der Verwüstungen durch das Hochwasser als lächerliche Kontrastfigur der Fremde selbst, ein englischer Tourist, «über seinen glotzenden Augen der bekannte Strohhut und in den bekannten Armlöchern der Weste die glacierten Daumen»[23], der in einem mit Mistbückitragstangen zur Sänfte umfunktionierten Nachtstuhl «echt lordmässig, stumpf oder erhaben»[24], den Menschen zum Spott durch das verwüstete Land getragen wird. In der *Wassernot* entfaltet Gotthelf seine erzählerische Kraft also nicht nur in den realistischen Schilderungen des Hochwassers und seiner Verwüstungen, sondern indem er der lokalen Naturkatastrophe auf metaphorischer Ebene eine nationale Dimension gibt und sie als kriegerische Heimsuchung durch fremde Mächte schildert, wobei er diese fremden Mächte durch den lächerlich gemachten Fremden sogleich wieder entwertet.

In der 1840 publizierten *Armennot* preist Gotthelf das «Schweizeralpenland» als besten Boden für die Erziehung der Kinder zu wahren Menschen im Sinne Pestalozzis, die allein zur wahren Freiheit führt. Von hier aus soll sie strahlen in die übrige Welt hinunter, die – so eine von vielen antisemitischen Äusserungen Gotthelfs – «überwältigt ist durch den deutschjüdischen, radikal ungläubigen Geist»:

> «Hier im kleinen Ländchen findet sich wohl der beste Boden für sie, hier kann sie erstarken, kann am deutlichsten ihren Segen zeigen, ihre Wirkungen offenbaren auf die kleinere Masse, und wenn diese dann durchsäuert ist, so leuchtet sie über Europa herein, und von den Bergen nieder wird Europa verkündet nicht sowohl die so missverstandene politische Freiheit als die eigentliche Freiheit, die nicht in Reden und Worten auf dem Papier besteht, sondern im Geiste und in der Wahrheit.»[25]

Zwei Jahre nach der *Armennot,* in *Eines Schweizers Wort an den schweizerischen Schützen erein* zum eidgenössischen Schützenfest in Chur, einer Auftragsarbeit für Philipp Emanuel von Fellenberg, baut Jeremias Gotthelf die Bildkonstruktion des «Schweizeralpenlandes» zu einer grossen, dem nationalen Festakt angemessenen vaterländischen Vision aus. Er setzt die Festung Schweiz als Hort alter Freiheiten und Tugenden und als Beispiel für die ganze übrige Welt gegen die Laster und den Wandel der Zeit, die er wie eine neue Sintflut gegen die Berge, welche diese Festung umwallen, branden lässt:

> «Des Herrn Feste sei die Schweiz, haben wir gesagt, mit Bergen habe seine Hand sie gegürtet. Aber nicht bloss deswegen gürtete er sie zu seinem Lande, dass sie frei bleibe von königlichen Ketten, von nachbarlicher Übermacht, dass sie bleibe ein Sitz bürgerlicher Freiheit, sondern dass sie sich auch frei bewahre von den Lastern der Zeit und ihrer schauerlichen Verschrobenheit, dass sie bewahre reinen Sinn und reine Sitten, dass sie bleibe ein Sitz einfacher, froher Häuslichkeit. Draussen in der Welt verliert der Reichtum seinen Boden, die Armut das Brot, die Bedürfnisse des Reichen wachsen über seinen Reichtum, die Gelüste der Armen über alle Schranken; [...] Laster und Leidenschaft kochen immer wilder, spritzen bereits hochauf in Blut und Graus [...]. Aber über unsere Berge sollen sie nicht schlagen, auch gegen diesen Feind hat der Herr sie gegürtet; hier soll bleiben der Sitz des Genügens, welches Übrighaben und Mangel leiden kann und beides unbeschwert; es soll der Vater Meister bleiben über die Bedürfnisse des Hauses wie über die Triebe des Herzens, soll nicht die Bedürfnisse Meister werden lassen über Haupt und Glieder; es soll bewahrt werden neben edler Einfachheit christliche Brüderlichkeit im Geben wie im Nehmen; der Reiche soll nicht zu hoch sein, damit er dem Armen ein Vorbild sei in jeglicher Tugend, während er anderwärts nur zum Verführer in jeglichem Laster sich verdüstert; der Arme soll nicht so tief sein, dass er nicht dem Vorbilde nachzustreben, tapfer mit dem Leben zu ringen vermöge, während er anderwärts einem Ertrinkenden gleich jedem Retter an die Beine sich hängt, um ihn in den gleichen Tod zu ziehen.
> Das Schweizervolk soll ein lebendiger Spiegel sein, in welchem die Völker der Erde schauen können die Wirkungen von Biedersinn und Frömmigkeit, den Abstand zwischen alten Sitten und neuen Lastern, die Möglichkeit, wie Arme und Reiche, Vornehme und Niedere eines Sinnes sein, brüderlich leben können trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, und wie dieser Sinn ein Volk auf freie Höhe zu heben vermöge, wo jegliche Kluft schwindet, die Liebe alle Glieder bindet, einem Manne gleich die Nation nach einem Ziele ringt.»[26]

Die Schrift, die, wie Walter Muschg schreibt, «im Ganzen auf feierliche Verklärung des Anlasses abgestimmt»[27] ist, kontrastiert scharf mit jenem Urteil, das Gotthelf in einem Brief an Hagenbach über das Churer Schiessen fällt[28] oder mit den Schilderungen moralischer Lumperei der Eidgenossen und bündnerischer Rückständigkeit, welche die Darstellung des Churer Schiessens im Roman *Der Herr Esau* beherrschen, der 1844 geschrieben, zu Gotthelfs Lebzeiten unpubliziert blieb.

Gotthelfs konservativ-visionäre Mahnung in *Eines Schweizers Wort* fällt in die Zeit des Kampfes um den neuen Bund. Sie ist Ausdruck einer Opposition aus kirchlich-gläubigen Kreisen gegen das freidenkerische Regiment der radikalen Liberalen. Sie verbindet mit religiösen Bedenken gegen den radikalen Liberalismus auch soziale Forderungen wie die Bekämpfung der Armut, die Gotthelf bereits in der 1840 erschienenen Schrift *Die Armennot* dringend gefordert hatte. Gotthelf richtet sein Wort an die eidgenössischen Schützen, drei Jahre nachdem im Zürichputsch der Pfäffikoner Pfarrer Hirzel an der Spitze einer Bauernschar in die Hauptstadt gezogen war, wo man den freidenkerischen Theologen David Friedrich

Strauss an die eben gegründete Universität berufen hatte. Die Regierung trat zurück und machte konservativ-protestantischen Männern Platz. Gotthelf zeigte in Zeitungsartikeln Verständnis für den Volkszorn gegen Strauss und schrieb, dass keine Verfassung eine Regierung schütze, welche den Volksglauben verhöhne.[29] Ein Jahr vor Gotthelfs Wort an den schweizerischen Schützenverein kam es in Luzern zum klerikal-konservativen Umschwung, durch den die politische Stimmfähigkeit vom katholischen Glaubensbekenntnis abhängig gemacht wurde und Luzern die Führung der katholischen Schweiz übernahm.

Die Bildkonstruktion des Schweizeralpenlandes, die seit der Aufklärung das Bild der Schweiz prägt und die Jeremias Gotthelf als Pfarrer, Schriftsteller und Verfasser politischer Schriften mittrug und mitentwickelte, blieb wirksam und vital bis in die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg. Erinnert sei an die unzähligen literarischen Zeugnisse, besonders im Bereich der Mundartliteratur und der Folklore. Erinnert sei an die zahllosen Bilder aus dem ersten Weltkrieg, auf denen Schweizer Soldaten auf dem Rand einer sonnenbeschienenen Gebirgsmauer Wache halten, unter sich die schwarz überwölkten Ebenen des übrigen Europas. Erinnert sei an Leonhard Ragaz' Schrift *Die neue Schweiz* aus dem Jahr 1917, in der er vom «Heiligtum der Alpen» spricht und schreibt:

> «Es gehören zu uns vor allem die Berge in ihrer Macht und Majestät, ihrer Stille und Unberührtheit. Es gehören ferner zu uns eine gewisse Einfachheit des Lebensstils, ein gewisser Hauch der urwüchsigen Kraft und Natürlichkeit, ein Zug unverdorbener Ländlichkeit.»[30]

Erinnert sei schliesslich an den Reduitplan und an die Alpenmetaphorik der geistigen Landesverteidigung im zweiten Weltkrieg sowie an die schweizerische Igelmentalität zur Zeit des Kalten Krieges. Im Jahr 1957 schrieb Hans Ulrich Müller in einem Aufsatz mit dem Titel *Hat die Schweizer Jugend das Gefühl, einer Nation anzugehören?* die auf einer überlieferten Bildlichkeit beruhende mentale Atrophie der Schweiz treffend darstellend:

> «Wo wir jungen Schweizer [...] das Wort ‹Vaterland› hören, denken wir unwillkürlich an unsere Männerchöre. Damit ist es entwertet. Vaterlandslieder sind für uns der Inbegriff eines falschen Pathos, zu dem wir nicht mehr stehen können. 'Stehn wir den Felsen gleich, nie vor Gefahren bleich' ist ganz einfach nicht wahr. Jedenfalls hatten wir uns ja noch gar nie in dieser Weise zu bewähren. Als Kinder liessen wir uns von solchen Tönen noch hinreissen. Unsere Schulen versäumten nichts, um uns durch Heimatkunde und Schweizer Geschichte – und diese beiden Faktoren machen das Vaterland aus – einen Schweizerstolz einzupflanzen. Fraglos wie die Geschichten der Bibel nahmen wir diese Dinge an und glaubten, im schönsten und besten Land der Welt zu wohnen und das tapferste Volk zu sein. [...] Das Ausland schlechthin war etwas Unheimliches und die Landesgrenzen trennten Welten. Wir hatten das Gefühl, unsere Schweiz sei nachgerade der einzige gesunde Fleck Erde, den es gebe.»[31]

Der Bildkonstruktion des «Schweizeralpenlandes» ist nicht nur eine Verzerrung der schweizerischen Topographie eigen, eine mythische Überbewertung des Alpenraums und eine Geringschätzung der übrigen Regionen, sie führt unweigerlich zu einer Geringschätzung des Fremden, des Nichtschweizerischen. Diese von der Wissenschaft längst bemerkte Geringschätzung ist bei Gotthelf vielerorts greifbar

und besonders oft wendet sie sich gegen das Deutsche und die Deutschen. Ein frühes Zeugnis dafür liefert der *Reisebericht* von 1821. Er enthält die ursprünglich nicht für die Publikation bestimmten Aufzeichnungen des jungen Theologiestudenten Albert Bitzius über eine Reise von Göttingen nach Norddeutschland. «Aufgeschlossen und allem Schönen zugetan», behauptet der Klappentext der Rentsch-Ausgabe dieser Schrift, erzähle der junge Bitzius «voller Humor, bald heiter und kurzweilig, bald gedankenvoll von seinen Tagesmärschen, von den Städten und Menschen», denen er begegne. Einer genaueren Lektüre hält dieses schmeichelhafte Urteil nicht stand. Das unausgegorene Werklein entpuppt sich eher als Vorurteilskatalog eines reisenden Schweizer Nörglers, der davon überzeugt ist, dass zu Hause alles besser ist als im ungeliebten Ausland. Ihm entstammt das Titelzitat dieser Arbeit, das der Schilderung einer Begegnung Bitzius' und anderer Wandergesellen mit einer Pfarrerstochter aus dem Harz entnommen ist und ganz ausgeschrieben lautet:

> «Wir Schweizer, durch Sittsamkeit allenthalben uns auszeichnend, stunden vor allen andern bei ihr in Gunsten und hatten manchen angenehmen Augenblick in ihrer Unterhaltung verlebt.»[32]

Dem durch Sittsamkeit sich allenthalben auszeichnenden Wanderer Bitzius gefällt die durchwanderte Landschaft meist nicht. Zwischen Hamburg und Lübeck notiert er:

> «Einige Dörfer machten sich von ferne sehr gut, kommt man aber nahe, so sehen sie so kahl und ärmlich aus, dass die unsrigen ganz etwas anderes vorstellen.»[33]

Etwas später stösst Wanderer Bitzius, mit mehr Vehemenz, ins gleiche Horn:

> «[Die deutschen Dörfer nehmen sich von ferne besser aus, als die unsrigen]; ihre dicht gedrängten roten Ziegeldächer in den wie Wald aussehenden Obstgärten gewähren einen äusserst einladenden Anblick.
> Kommt man aber hinein, ist die Schönheit auf einmal verschwunden. Kot bedeckt die Strassen knietief, aus Kot sind die Häuser erbaut, Kot liegt um sie herum. Mist und Lache bilden einen förmlichen Wall um dieselben, unbenützt fliesst die Lache, wos ihr am bequemsten ist, der Mist wird hingeworfen, wo es sich eben trifft. Elende Bäume bilden die Obstgärten, die mit Nesseln und Hühnerkraut bewachsen sind. Das Ganze hat das erbärmlichste, ärmlichste, schmutzigste Aussehen; ich möchte bei uns eben so gerne in einem Schweinestall wohnen als in einem deutschen Dorfe.»[34]

Hannover kommt im Vergleich mit Bern schlecht weg:

> «Hannover ist eine niedliche Stadt, mit ziemlich breiten, reinlichen und regulären Strassen, die von denen, welche Bern nicht kennen, sehr bewundert werden. Sehenswürdiges ist wenig darin, ausser einer sehr schönen Allee, die nach Herrenhausen, dem königlichen Palast, ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entlegen, führt, Leibniz' Grabmal und dem Marstalle.»[35]

In der Gegend von Soltau drückt die Landschaft dem Wanderer Bitzius aufs Gemüt:

«So grässlich mir schon abends zuvor die Gegend vorgekommen, so schien sie mir von hier aus noch viel scheusslicher, auch gar nichts sah man mehr als kahle Hügel und braunes Heidekraut. Mein an ganz andere Gegenden gewohntes Auge konnte diesen Anblick kaum ertragen und fing im eigentlichen Sinn mich zu schmerzen an.»[36]

In der Lüneburger Heide ist Bitzius froh, dass er zwei schottischen Wandergesellen, die drei Jahre in Hofwil gewesen sind, von der Heimat erzählen kann:

«Mir hätte nichts Angenehmeres begegnen können, als in diesen schauderhaften Wüsteneien von unsern lieblichen Tälern und erhabenen Naturwundern sprechen zu können.»[37]

Ärmlich und nichtswürdig wie die Landschaft erscheinen dem Wanderer Bitzius seine Bewohner. Bei Bückeburg notiert er:

«Eine Menge Menschen zeigten uns den Weg dahin, die an den Markt strömten. Ich verglich unsere Bauern mit den deutschen und sah, wie Freiheit auf Haltung und Aussehen nicht nur eines ganzen Landes, sondern jedes einzelnen wirkt. Matt und lahm schleppten sie sich dem Städtchen zu, die jungen Mädchen glichen Stadtschlampen, die Burschen Kesslervolk. Man sah keinen stolzen Bauern mit stolzem Viergespann, keine wackern tüchtigen Bäurinnen mit gefüllten Marktsäckli, alle sahen mehr oder minder Hudelpack ähnlich.»[38]

Dass diese armseligen Menschen nicht richtig zu arbeiten wissen, versteht sich von selbst:

«Was ich vom Volk urteilen kann, so ist es äusserst träge, die Bearbeitung des Landes scheint mir nur obenhin und nachlässig zu geschehen, nur das Notwendigste geschieht. [...] Die Felder sind fast zu allen Zeiten von Arbeitern leer; höchstens erblickt man einen Bauer, der zu Pferde sitzend diese arbeiten lässt. Ich begreife nicht, womit sie hier ihre Zeit zubringen.»[39]

Das Essen ist, nach dem Geschmack des stets hungrigen Bitzius, meistens schlecht. Als er einmal gute Buttermilch erhält, relativiert er schriftlich auch diese Gabe:

«Sonst fand ich die Milch hier immer matt, ohne Geschmack, wenn man sie in Tee oder Kaffee giesst, so fällt sie zu Boden, statt wie sie bei uns obenauf schwimmt.»[40]

Dass schliesslich auch noch die Gewitter in Norddeutschland schäbiger sind als diejenigen in der Schweiz, wundert nicht mehr:

«Die Gewitter in Deutschland sind nicht die unsrigen und wenige Donnerschläge begleiten sie, und diese sind, wenn sie nicht ganz nahe fallen, sehr schwach und gar nicht anhaltend und rollend, was dem Donner so viel Majestät gibt.»[41]

Gotthelfs *Reisebericht* liest sich wie ein negatives Spiegelbild jener Reiseberichte und Schriften aufgeklärter Deutscher, Engländer und Franzosen des 18. Jahrhunderts, die in der Schweiz ein Arkadien unverfälschter Naturmenschen zu entdecken glaubten. Sie benutzten ihre Beschreibungen als Spiegel, mit deren Hilfe sie die Mängel aufdeckten, die der heimischen Gesellschaftsordnung anhafteten.[42] Dieses allzu positive Bild der Schweiz, das nur als irreales Gegenbild für ausserschweizerische Missstände richtig verstanden werden kann, nimmt Gotthelf als Massstab, um

damit die unvollkommene Fremde zu desavouieren. Die Funktion der Fremde als negatives Spiegelbild der Schweiz wird nicht nur im stets vollzogenen Vergleich deutlich, sie lässt sich bis in einzelne Formulierungen belegen. Gegen die Schweiz als bergumwalltes, sauberes Paradies steht das deutsche kotumwallte, kotige Dorf. Gegen die in Haltung und Aussehen Freiheit verkörpernden, stolzen Schweizer steht das Hudelpack der lahmen und matten deutschen Dörfler. Gegen die lieblichen Täler und erhabenen Naturwunder der Schweiz stehen die schauderhaften deutschen Wüsteneien. Die Lektüre dieser Rechthabereien im *Reisebericht* ist bemühend und man könnte sie als «Jugendsünde» abtun, hätten sie nicht hier und in späteren Schriften Gotthelfs Methode. Ein Kalendertext aus dem Jahr 1841 mit dem Titel *Schwäbischer Segen* lautet zum Beispiel so:

> «Auf einer meiner Reisen kam ich einmal abends in ein schmutziges deutsches Dorf im Schwabenlande. Im Wirtshause beim Dreimännerwein, wo immer zwei den dritten halten müssen, wenn ein Schoppen hinuntersoll, mochte ich nicht lange sitzen. Ich zog meine Hosen noch etwas höher, weil die Dorfgassen gar zu schwäbisch aussahen, und zottelte wohlgemut zwischen den Häusern herum, obgleich es gar jämmerlich nach Sauerkraut und Säudreck roch. Es wurde mir nachgerade fast wunderlich, so dass ich dem Freien zusteuerte, wo ich die Schwabenluft etwas reiner zu finden hoffte.
> Da erblickte ich ein neues Gebäude und eine schwarze Gestalt, die mit geschwungenem Dreispitz um dasselbe schritt, und nach und nach tönte von dieser Gestalt her ein dumpfes Murmeln mir zu. Mich stach die Neugierde, was diese Zeremonie, denn eine solche war es augenscheinlich, zu bedeuten habe. Als ich näher kam, sah ich, dass es eine Segnung des Hauses und ganz besonders eine Besprechung des Gewitters war. Was alles für Sprüche hergemurmelt wurden, weiss ich nicht mehr, aber in jeder Ecke brummte der Geistliche jedesmal: ‹Herr Gott! Nimm das Gewitter in deine Hand und schick es in das Schweizerland!› ‹Jä so›, dachte ich, ‹das sind also Schwabenwünsche!›
> Da kömmt es uns wohl, dass unser Herrgott aufs wenigste so gut schweizerisch als schwäbisch ist. Sorgen wir nur dafür, dass er gut schweizerisch bleibt!»[43]

Abgesehen davon, dass Gotthelf hier in wenig origineller Weise den Gegensatz zwischen Schwaben *(Schwoobe)* und Schweizern bemüht, beschreibt er wieder das bei ihm häufige Bild vom schmutzstarrenden deutschen Dorf. Dass er auch über andere Länder als Deutschland mit wenig Worten pauschal negativ urteilen konnte, zeigt ein Kalendertext aus dem Jahr 1845:

> «In Amerika ist Meister, wer wüst tut, und Russlands Despotie und Amerikas Freiheit sind zwei Schwestern, Willkür heisst ihre Mutter. In den Ratsversammlungen prügelt man sich, auf den Strassen schiesst man sich tot, auf den Flüssen sprengen trunkene Kapitäne die Dampfkessel und Hunderte von den Passagieren in die Luft, und auf den Eisenbahnen sollen jüngst zwei Obersten, jeder auf einem Dampfwagen, gegeneinander gefahren sein in vollem Lauf, um gründlich zu erfahren, wer der Stärkere sei; der, von welchem man nur noch einen Stiefel will gefunden haben, wird es kaum erfahren haben, oder wann, so nützte es ihn nichts.»[44]

Im Roman *Der Herr Esau,* der zu Gotthelfs Lebzeiten unpubliziert blieb, stellen sich Berner Schützen, die im Sommer 1842 zum Eidgenössischen Schützenfest nach Chur fahren, Amerika vor als «es Donners lustigs Land, dert mach en iedere, was er well, u wenn eine de angere nit aständig syg, su schlay me ne zTod; und wer drümal geltstaget heyg, werd Ratsherr!»[4]

Gotthelf, für den die Schweiz auserwähltes Zentrum der Welt war, reiste wenig. Schwerkrank machte er im August 1853, ein gutes Jahr vor seinem Tod, eine drei-

wöchige Kur in Gurnigel-Bad. Es war die längste Abwesenheit von Lützelflüh. Über die Schweizer Landesgrenze war er zum erstenmal 1821/22 als Student in Göttingen hinausgekommen und hatte damals die erwähnte Reise durch Norddeutschland unternommen. 1841 reiste er mit der Eisenbahn nach Mühlhausen, 1851 nach Strassburg. In der Schweiz hat er Zürich, Chur, Neuenburg, Genf, Basel, Aarau, das Toggenburg und den Seelisberg besucht. Mehr ist er nicht gereist.[46]

Würde man um das Städtchen Burgdorf einen Kreis mit einem Radius von 20 bis 25 Kilometern beschreiben, so wären darin alle für Gotthelfs Werk wichtigen Orte eingeschlossen. Zentrum dieser Welt ist das Emmental, das bei Gotthelf innerhalb der Schweiz wiederum in besonderer Gunst steht. Dieses Emmental beschreibt er in der *Armennot* von 1846 als «ein Hügelland, düster aussehend von weitem, aber lieblich und heimelig in der Nähe»[47] – erinnert sei an die deutschen Dörfer, die von weitem anziehend waren, aber abstossend in der Nähe. Und wie der heruntergekommene deutsche Dörfler seinem schmutzigen Dorf gleicht der reinliche Emmentaler seinem sauberen Land:

> «[Es] wohnt ein gar eigener Sinn der Reinlichkeit in ihm, der sich auf Häuser, Geräte, Vieh, Kleider, kurz auf alles erstreckt; selbst die Bettelweiber betteln nur in frisch gewaschenen Hemden. Es ist dieses ein eigener Zug, der allenthalben auffällt und den Glauben einflösst, dass da, wo noch Sinn für äussere Reinlichkeit sei, umso leichter Begriff und Begierde der innern Reinheit beizubringen sei.»[48]

Vom Emmental der Einzelhöfe, dem Kern der Gotthelfschen Welt, aus betrachtet, die im Vergleich mit Aussenliegendem alle positiven Attribute Gotthelfscher Beurteilung auf sich vereint, erscheint dieses Aussenliegende immer geringer, handle es sich nun um Landschaften, Wohnverhältnisse oder Kultur- und Lebensformen. Gotthelf zieht die Grenze zwischen Gut und Böse also nicht, wie Mettenleiter meint, zwischen der bäuerlichen und der nichtbäuerlichen Existenz, sondern entlang des Randes eines fiktionalen Gesichtskreises der durch das beherrschende Zentrum-Peripherie-Modell seiner Weltsicht gegeben ist. Dieses Modell scheidet nicht nur Schweizerisches von Nichtschweizerischem, sondern innerhalb enger gesetzter Grenzen auch das Bernisch-Emmentalische von der restlichen Schweiz. In der Erzählung *Die Wassernot im Emmental* spricht er von den «glitzernden Emmentalerhäusern, den appetitlichsten Bauernhäusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt»,[49] und in der Erzählung *Der Besuch* schreibt er:

> «[Man betrachtet] in den Bergen und auf den Höfen die Dörfer als einen gemeinern, roheren Schlag von Menschen. [...] Anspruchsvoll ist man also in beiden Lagern, aber das ist wahr, dass der Stolz der Dörfer weit plumper, beleidigender hervortritt als der der Höfer.»[50]

Als er in derselben Erzählung das Dorf beschreibt, aus dem die Hauptfigur, eine Frau, stammt, die auf einen Hof hinaufgeheiratet hat, also im Rahmen des Gotthelfschen Weltbildes von aussen ins Zentrum, evoziert er dasselbe Bild von Unordnung und Schmutz, mit dem er die ungeliebten deutschen Dörfer schilderte:

«Obschon es Sonntag war, sah es gar nicht aufgeräumt aus, Grebel hinter dem Hause und Grebel vor dem Hause, Stöcke, Reiswellen, Holz von allen Sorten, Wagen und Bännen, kurz alles, was denkbar war, bunt durcheinander. Hier und da schien es akkurat, als ob man sämtlich Material zusammengeschleppt habe, um im Fall der Not ums ganze Haus herum alsbald eine Wagenburg schlagen zu können. Die Misthaufen schwammen in einer braunen Sauce, die sich aber auch auf die Strasse wagte und gerne mit dem Bache vermischte, aus welchem die Weiber unten im Dorfe den Kaffee machten, daher immer behauptet wurde, unten im Dorfe trinke man stärkeren und bräuneren Kaffee als oben im Dorfe.»[51]

In der Erzählung *Die Wassernot im Emmental* blickt Gotthelf mehrmals abschätzig über den Rand des Bernbiets hinaus in die umliegenden Landschaften.

«Wer kennt nicht», fragt er, «die üppige Wasservogtei im Solothurnergebiet mit ihren schönen Matten, dem fruchtbaren Ackerland, den herrlichen Bächen, den schönen Kirchtürmen stattlich und stolz über den finstern Strohdächern, der Dörfer kotigem Wesen, dem lustigen, aufgeräumten Völkchen, das vor lauter Aufgeräumtheit nicht immer alles sieht, was noch aufzuräumen wäre?»[52]

Oder als er ins Bistum hinausblickt, in den neuen Kantonsteil, gebildet aus der von Bern 1815 erworbenen Grafschaft aus der Revolutionszeit, dem ehemaligen baselbischöflichen Juragebiet, auch «Leberberg» genannt, bemerkt er spitz:

«Es ist sehr schön von den Brüdern da hinten, dass sie uns auch andere Lebenszeichen geben als die Sucht, zu regentelen, zu bespötteln und uns ehrliche Altberner über das Kübli zu lüpfen.»[53]

In *Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz* schliesslich ist die Zentrum-Peripherie-Weltsicht des schreibenden Pfarrers aus Lützelflüh in die ganze Struktur des Romans eingeschrieben. Das 1846/47 erschienene Buch entstand als eine gegen den Handwerksburschenkommunismus gerichtete Auftragsarbeit für den im sächsischen Zwickau domizilierten Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Schriften.

Der deutsche Handwerksbursche Jakob kommt in die Schweiz und gerät auf dem ersten Teil seiner Wanderungen immer tiefer in den Bannkreis sozialistischer Ideen. Dieser erste Teil führt ihn über städtische Etappen. Blind durchwandert er die Landschaften der nördlichen Schweiz, die einfache Landbevölkerung verachtend, bis er sich schliesslich in Genf, auf dem Tiefpunkt angelangt, das Leben nehmen will. Der zweite Teil der Wanderung, der ihn wieder genesen lässt, führt ihn hingegen, fern von den Städten, durch die Bergwelt der alpinen Schweiz ins Berner Oberland, wo er im Haslital bei einem verständigen Meister zu sich findet und ihm die Augen geöffnet werden für das rechte Leben, für die Liebe zu den Menschen und zu seinem Beruf.

Doch wie voreingenommen Gotthelf das Zentrum seiner Welt, sei es nun das nationale oder das regionale, über alles erhebt, was aussen liegt, und gegen alles verteidigt, was von aussen kommt, so unbarmherzig kann er mit dieser Weltmitte selbst ins Gericht gehen, wenn er seine Aufmerksamkeit ganz auf sie richtet. Seine Berner Romane sind ja nicht voll von liebenswürdigen, arbeitsamen, hilfsbereiten und sauberen Menschen, die sich und einander nur Gutes tun. Da steht der liebenswürdige Hansjoggeli, der Erbvetter, neben dem unmenschlich hartherzigen

Harzer Hans, der wackere Metzgermeister Hans Berner neben dem Windbeutel Niggi Ju, der seinen Hof wegen des Politisierens vernachlässigende Hunghans neben dem aufrechten Ankenbenz. Da waltet die gute Mutter des Romans *Geld und Geist* ganz anders im Haus als das rechthaberische Annebäbi Jowäger. Da sind all jene, die durch eine strenge Lehre mit treuen Helfern zum rechten Leben kommen wie Uli oder Käthi, die Grossmutter. Da tönt es laut von Dürluft Eisis Haus und von Hagelhanses oder Sime Sämelis Hof her.

Gotthelf versteht es, obwohl er wenig gereist ist, in seinen Romanen und Erzählungen den ganzen Kosmos des Lebens auszubreiten, und zwar mit einer Kraft und mit einem offenen Auge für damals aktuelle Probleme, die eine Gotthelflektüre heute noch zum lohnenden Abenteuer machen. Es wäre falsch, Gotthelf Engstirnigkeit und eine provinzielle Gesinnung vorzuhalten. Richtig und notwendig ist es jedoch, seine ideologischen Voreingenommenheiten zu erkennen und nicht über sie hinwegzulesen oder sie in blindem Gotthelf-Fetischismus einfach verschweigen oder wegdiskutieren zu wollen. Gotthelfs Weltbild und seine imagologische Bastelei des «Schweizeralpenlandes» haben ausgedient, obwohl sie noch in vielen Köpfen herumgeistern. Auch seine patriarchalischen Ansichten über Familie und Erziehung und sein deutlicher Antisemitismus wirken heute deplaziert. Von mündigen Lesern und Leserinnen darf aber jene *discriminatio,* jenes Unterscheidungsvermögen erwartet werden, das zu urteilen weiss, ohne zu verurteilen.

Gotthelfs Festhalten am Bild einer makellosen, vorbildlichen, heilen Schweiz und sein fester Glaube, dass nur Gott noch halten kann, was der Hand des Menschen zu entgleiten droht, unabsehbare Veränderungen mit sich bringt und eine unsichere Zukunft verheisst, sollte uns nicht fremd sein. Er erlebte, wie die alten, ländlichen, autochthonen Lebensformen mobileren, städtischen zu weichen begannen, wie die demokratische Gesellschaftsordnung die alten aristokratischen Vorstellungen vom rechten Leben hinwegfegte, wie die Geschwindigkeit die Langsamkeit zu überrollen begann. An der Schwelle des elektronischen Zeitalters stehen wir ähnlich ratlos. Wir verlangen nach Zusammenhang und Sinn, wissen aber nicht, was womit in Zusammenhang zu bringen wäre, was unsere Stellung als Einzelne im Ganzen ist. Unsere Landkarten geben nicht mehr das Terrain wieder, auf dem wir uns bewegen. Im abrupten Übergang in die elektronische Kultur schmilzt unser Wissen, gehen die gewohnten moralischen und psychologischen Bezugspunkte verloren. Je älter wir werden, desto länger werden in einer Welt des raschen Wandels die Schatten, desto breiter wird die Kluft zwischen der Welt des aktuellen Erlebens und der Welt, wie sie einmal war. Der Blick zurück, das Festhalten am Alten, vermeintlich Festgefügten, Sicheren ist verlockend; sie verleiten auch dazu, Gotthelf als Verfechter eines makellosen Schweizertums ohne kritische Distanz zu lesen.

Wer aber bei der Lektüre die kritische Distanz behält, muss feststellen, dass Gotthelf bisweilen selbst da nicht vollständig zu fassen ist, wo die Tatsachen ganz gegen ihn zu sprechen scheinen. Das gilt auch für die in dieser Arbeit erörterte Weltbild-Kritik. Denn im Roman *Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz* macht sich Gotthelf selbst über eben jene Bildkonstruktion des

«Schweizeralpenlandes» lustig, die er so oft anwendet, um seine Leser zu überzeugen. Als der junge Jakob sich von Norden her zum ersten Mal bei Basel der Schweizer Grenze nähert, ist er enttäuscht, weil er nicht sieht, was er zu sehen erwartet, nämlich das «Schweizeralpenland»:

> «Jakob nahte sich der Schweiz, kam durch das Breisgau herauf und steuerte auf Basel zu, nachdem er zu seiner Verwunderung vernommen hatte, die Schweiz hätte mehr als einen Eingang und mehr als eine Stadt, und zwischen den Städten liege Land fast wie in Deutschland, bloss zu hinderst seien die Berge so gleichsam wie eine Wand. So recht glaubte er jedoch das Ding nicht. Als er wusste, dass er selben Abend noch in Basel die Schweiz erreichen werde, da schaute er gewaltig vor sich hin, um die Schweiz zu entdecken, sie emportauchen zu sehen am Himmel als ein sonderbar und eigentümlich Stück Welt. Aber, wie er ausgucken mochte einem Seemann gleich, der nach Land oder Wolken sich sehnt, die Schweiz wollte sich nicht zeigen unterm blauen Himmel. Soweit er blicken mochte, waren die Wiesen grün, die Bäume hatten Laub, die Berge trugen Wälder, wie er es allenthalben gesehen, und wie es bei ihm zu Hause auch war.»[54]

Anmerkungen

Jeremias Gotthelf ist zitiert nach folgender Ausgabe:
Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden, hrsg. von Rudolf Hunziker, Hans Blösch et al., Erlenbach-Zürich 1921–1977.

1 Charles Linsmayer: Gotthelf im Jahre 1997. In: Der Kleine Bund vom 4. Oktober 1997, S. 1.
2 Charles Linsmayer, s. Anm.1.
3 Peter Mettenleiter: Destruktion der Heimatdichtung. Typologische Untersuchungen zu Gotthelf-Auerbach-Ganghofer. Tübingen 1974 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 34), S. 102.
4 Mario Andreotti: Das Motiv der Fremde im Werke Gotthelfs. Eine Untersuchung anhand ausgewählter Interpretationen, Thal 1975.
5 Ueli Gyr: Blicke über den Zaun. Beobachtungen bei «Grenzüberschreitungen» in der Heimatdichtung. In: Allmende (2/1982), S. 59–69.
6 Gotthelf, 4. Ergänzungsband, S. 280.
7 Guy P. Marchal: Das «Schweizeralpenland»: eine imagologische Bastelei. In: Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität, hrsg. von Guy P. Marchal und Aram Mattioli, Zürich 1992 (= Clio Lucernensis 1), S. 37–49.
8 Rudolf Simek: Erde und Kosmos im Mittelalter, München 1992, S. 55–65.
9 Gotthelf, Band IX, S. 110.
10 Gotthelf, Band IX, S. 111.
11 Vgl. z. B. Das Reisebuch des Ritters John Mandeville, Frankfurt a. M. 1989, S. 255 f.
12 Christian Schmid-Cadalbert: Heimweh oder Heimmacht. Zur Geschichte einer einst tödlichen Schweizer Krankheit. In: SAVk 89 (1993), S. 69–85.
13 Gotthelf, 3. Ergänzungsband, S. 86.
14 Gotthelf, 3. Ergänzungsband, S. 86.
15 Gotthelf, 3. Ergänzungsband, S. 89.
16 Gotthelf, 3. Ergänzungsband, S. 219.
17 Gotthelf, 3. Ergänzungsband, S. 220.
18 Gotthelf, 10. Ergänzungsband, S. 241.
19 Gotthelf, Band XV, S. 18.
20 Gotthelf, Band XV, S. 18.
21 Gotthelf, Band XV, S. 18 f.
22 Gotthelf, Band XV, S. 19.
23 Gotthelf, Band XV, S. 69.

24 Gotthelf, Band XV, S. 69.
25 Gotthelf, Band XV, S. 170 f.
26 Gotthelf, Band XV, S. 305 f.
27 Walter Muschg: Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers, München 1951, S. 380.
28 «Diese Feste haben bei ihrer gegenwärtigen Gestaltung etwas Grauen erregendes. Ein kühnes Wort aus Frevlers Munde, und im Taumel des Festes wäre die Schweiz in Anarchie gestürzt.» Zit. nach Muschg, s. Anmerkung 27, S. 380.
29 Gotthelf, 13. Ergänzungsband, S. 108:
«Man glaube denn doch einmal: Es wurzelt im Volk ein bestimmter Glaube, den keine Regierung ungestraft verhöhnen darf. Man glaube doch, dass keine Verfassung eine Regierung schützt, welche den Volksglauben verhöhnt. Die Verfassungen bestehen nicht zum Schutz der Regierungen allein, sondern auch zum Schutz des Volkes und seiner Güter, und den Glauben betrachtet gottlob noch ein grosser Teil des Volkes als hohes Gut.»
30 Zit. Nach Marchal, s. Anmerkung 7, S. 45.
31 Hans Ulrich Müller: Hat die Schweizer Jugend das Gefühl, einer Nation anzugehören? In: Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch 28 (1957), S. 18.
32 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, 95–160, S. 99.
33 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, S. 104.
34 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, S. 106.
35 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, S. 126.
36 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, S. 133.
37 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, S. 136.
38 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, S. 110.
39 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, S. 136.
40 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, S. 112.
41 Gotthelf: 12. Ergänzungsband, S. 111.
42 Vgl. Holger Böning: Der Traum von Freiheit und Gleichheit, Zürich 1998, S. 1–4.
Wie sehr dieses bereits vor 1798 geprägte, geschönte Bild der Schweiz der Realität widersprach, zeigt das Freilassungsbegehren der thurgauischen Freiheitsbewegung vom 8. Februar 1798:
«Daselbst, glaubte man, habe die Freiheit ihren Sitz aufgeschlagen und die Genügsamkeit eine Frey-Städte gesucht; hörte man wie der Eydgenoss mit Jubel zur Lands-Gemeind eilte, um daselbst den Besten, Einsichtsvollesten für seinen Führer zu wählen, dann Frolockend zu den lieben Seinigen zurückzukehren und ungestört und ganz das Glück des Lebens zu geniessen, so erhob sich das Herz des Menschenfreundes; aber man achtete nicht, dass indessen Viele unter Souverainen und Aristokratischen Regierungen nicht das gleiche Glück der Freiheit genossen; die mehr oder wenigern Ur-Freyheiten wurden durch die Länge der Zeit geschmälert, entstellt, oder gar verdrängt. Was Wunders, wann hie und da biedere Bürger im Stillen ihre Lage bewainten und ihre glücklichern Mitbewohner Helvetiens beneideten.«
43 Jeremias Gotthelf: Schatzkästlein des Neuen Berner Kalenders, Zürich o. J., S. 201 f.
44 Gotthelf: Schatzkästlein, s. Anmerkung 42, S. 495.
45 Zit. Nach Hanns Peter Holl: Jeremias Gotthelf. Leben – Werk – Zeit, Zürich 1988, S. 20.
46 Vgl. Holl: Gotthelf, s. Anmerkung 44, S. 21.
47 Gotthelf, Band XV, S. 215.
48 Gotthelf, Band XV, S. 216.
49 Gotthelf, Band XV, S. 47.
50 Gotthelf, Band XXII, S. 207.
51 Gotthelf, Band XXII, S. 229.
52 Gotthelf, Band XV, S, 44 f.
53 Gotthelf, Band XV, S. 71.
54 Gotthelf, Band IX, S. 26 f.